

Bim Chlapperläubli umenand

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 15

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Aber er ist ja frei, man hat ihm ja nichts getan“, widersprach Mira mit mürrisch vorgeschobener Unterlippe. „Und er ist ein Mann, er kann sich eher helfen als ich.“

„Sie können sich auch helfen. Sie sind Künstlerin, Sie haben noch eine Zukunft vor sich. Im Notfall könnten Sie jederzeit zur Bühne zurückkehren.“

„O nein!“ Mira Veltin schüttelte mutlos den Kopf. „Wenn man mal von der Bühne abgegangen ist, nur für eine Saison, findet man nicht wieder so leicht den Anschluss. Und so jung bin ich auch nicht mehr, dass ich warten kann. Ihnen als Ärztin kann ich's ja sagen — ich bin schon dreissig.“ erklärte sie nach einem inneren Ringen, bei der sie der Wahrheit doch noch im letzten Moment vier Jahre hinterzog. „Das ist schon alt für mein Rollenfach. Und dann —“ Sie liess den blonden Kopf sinken und blickte seufzend in den Schoss — „Ich weiss nicht, ob ich mich wieder an dieses Bohemeleben gewöhnen könnte, nachdem —“

Sie brach hastig ab und wechselte den Ton: „Ah, da kommt unser Tee. Sie trinken doch rasch noch eine Tasse mit mir, Fräulein Doktor, ja?“

Sie plapperte automatisch weiter, bis der Diener den Teewagen hereingefahren hatte und wieder verschwunden war. Dann erst liess sie die lächelnde Maske wieder fallen. Ihre Hand zitterte beim Einschenken so, dass Livia ihr zur Vorsicht die Kanne abnahm und selbst die Tassen füllte. Sie trank ihren Tee und blieb anstandshalber noch zehn Minuten. Dann erhob sie sich und reichte ihrer Gastgeberin die Hand.

„Ich danke Ihnen jedenfalls für Ihre Aufrichtigkeit, gnädige Frau“, sagte sie ernst. „Und ich verspreche Ihnen, dass ich von Ihren Aussagen nur im äussersten Zwangsfall Gebrauch machen werde. Mein Wort darauf.“

Sie drückte Miras fieberisch heisse Finger und wandte sich zum Gehen. Das Ergebnis dieser Unterredung befriedigte sie keineswegs. Es war dabei nicht mehr herausgenommen, als was sie sich schon vorher aus den ihr bekannten Tatsachen zusammengereimt hatte. Nur ihr Verdacht auf Veltin hatte sich durch Miras Enthüllungen über ihr Eheleben noch verdichtet. Aber das machte die Sache nicht leichter, im Gegenteil, es komplizierte sie nur. Denn sie hatte auch jetzt noch keinerlei Beweise gegen ihn und — „die Polizei hat es im allgemeinen nicht eilig, ihre Hand auf reiche und angesehene Leute wie Konrad Veltin zu legen“ — hörte sie Erik sagen, als sie, gefolgt von dem Diener,

langsam die mit dicken Teppichen belegten Treppen hinunterging. Einen armen Medizinstudenten verhaften und ihn drei Monate in Untersuchungshaft sitzen lassen, ist schon einfacher, dachte sie in stiller Erbitterung, die ihr das Blut in die Wangen trieb.

Der scharfe Schneewind, der sich draussen auf sie warf, tat ihr förmlich wohl, so dass sie beschloss, noch ein Stück zu Fuss zu gehen, bevor sie in die Strassenbahn stieg. Vor der Einfahrt blieb sie stehen und sah sich noch einmal um. Das „Bilseschlösschen“, wie die Greifenberger die schöne alte Besetzung nach ihrem ursprünglichen Eigentümer nannten, lag schon im Dunkeln. Livia betrachtete versonnen die anmutige Silhouette der kleinen Barocktürme, und es kam ihr auf einmal selber ungeheuerlich vor, dass ein Mann, der dieses entzückende Haus bewohnte, ein gewöhnlicher Totschläger und Verbrecher sein sollte. . .

Aber in der nächsten Sekunde schon schalt sie sich ab. Aber als ob es nicht zu allen Zeiten reichere und kultiviertere Leute als diesen Getreidemillionär gegeben hätte, die man später als Spitzbuben entlarvte! Ganz deutlich stand ihr wieder der Boxkampf in der Bar vor Augen. Ja, ein solcher Mensch war zu allem fähig, mindestens zu jedem Leichtschaftsverbrechen. Ob man ihn dagegen einen vorsätzlichen Mord zutrauen konnte, wie es der an Hussek gewesen wäre, — das liess sich nicht so ohne weiteres entscheiden. Einen Menschen irgendwo in den Wald locken, mit tausend Listen und Vorsichtsmassregeln, um ihn dort — das war immerhin noch etwas anderes. Fast regte sich in Livia etwas wie Zweifel, wenn sie die Frage einer genauen Betrachtung unterzog. Aber immerhin — man durfte auch das nicht ausser Acht lassen. . .

Auf dem nächsten Postamt, an dem sie vorbeikam, schrieb sie rasch ein paar Zeilen an Erik, worin sie ihn bat, im Adlon anzufragen, ob die Veltins tatsächlich am 2. November dort gewohnt hatten. Vielleicht war es ihm auch möglich zu erfahren, ob der Wagen an jenem Tag in Reparatur gewesen war. Sie gab den Brief als Eilsendung auf und nahm an der nächsten Haltestelle die „Elektrische“, die sie fast bis nachhause brachte. Als sie an der Villa des „Mexikaners“ vorüberging, durch deren dunkelverhüllte Fenster kaum ein Lichtschimmer drang, überkam sie plötzlich die Lust, noch auf einen Sprung hineinzugehen. Auch wenn der Alte da sein sollte, dachte sie. Das bringt mich auf andere Gedanken.

(Fortsetzung folgt)

Bin Chlapperläubli umenand

Der Mitgu isch no nid rächt busper gsi, mer ei Namittag dem Dählhölzliertipart verträppelet iij. Scho i den änglische Mlage er bi jedem Bank zweche, u im Dähliger er o gäng müesse abhocke u verschnuufe. mer ds Wägli gag der Nare d'ürab si het der Chnöschmapp übercho, u der Schweif ihm z'uter Wasser i Nede abegrünelet. Waldanemone hei us de brune Bletter, vom Herbst nache no am Bode liege, schiefet, u am Narebord hei die sametweiche Nebbüeli wie siberigi Zwärgvogelgiringli us Büsch büregüggelet.

Vor em Wildsaugheg u dem Büffelparades isch grossi u chlyni Chinder gstande u hei

dem Triebe vo dene Tier zuegluegt. Zu ihrem Ma seit en elteri Frau — „eh, lue du da die grusigti Sou“. — Sy Schatz lachet es frösch-fröhlechs Frölli a — „oh Hans, isch das nid es hätzigs Sölli?“ E Bueb rüeft lut (der Vater zieht ne zur Straf bi den Ohre) — „äh was isch das für ne fuli, drädigti More!“

Der Mitgu het glachet. „Da chasch gseh wie's isch! Prezis wie mit der Kunst! Dem einte gfallt es Bild — der ander findet, es sig abschuelech. Der eint het es tiefs Erläbnis, we schöni Musig gspielt wird — dem andere seit das grad gar nüt. Es Theaterstück wird in ere Bhitig bis i Himmel ufe grüehmt — es anders Bletkli laht am glyche Stück ke quete Fabe. U nid nume mit der Kunst isch es eso. Wo-n-i da voletscht gäng öppis ha z'grochze gha, het mer Kummer Godi gseit — „gäng doch einisch zum Dokter Kägel!“ Oder hei der Godi ächt Bögeli gseit gha? Gsehich, so geiht's eim, we men elter wird. We cha d'Name eifach nimm bhalte. Es isch grad wie wenn da obe“, u derby het er mit ihm dicke Zeigfinger a d'Stirne topplet, „wie wenn da obe öppis ygroschtet wär! Nebe, Godi het gemeint, i soll zu däm Dokter Kägel. Da heig doch dem Karrer Fredy o uf d'Bei ghulfe wo-n-er dere-wäg schitter dran sig gsi. Weber mir, mir het dä Kägel grad gar nid chönne hälfe! All an-

der Tag isch er cho, het mer der Rügge u d'Brust abtopplet, het es hölzigs Höhrrohr druf drückt u glost, göb d'Lunge rumpft ober ds Hätz tshäderei. De ha-n-i müesse ds Muul uffperre u ah — ah sage u derby het er mer mit eme Suppelöffel i Hals hingeregret u d'Zunge abedrückt, das mer ds Küni fäsch obji cho isch. Tropfe u Bübberli u Tablette het er mer verschriebe u Umschleg u Wickel mit Antiflogistin, u i ha das Züg gschluckt u d'Frou het mer mit den Umschleg u Wickel fäsch d'Hut verbrönnt. Aber es het alles nüt gnüht. Es het u het nid gslugget. Was ha-n-i anders welle, weber da Kägel! La z'fahre u mim alte Gussdokter z'telephoniere! Da isch cho, het mit mer über ds Wätter brichtet u vo der Politif — u wo-n-i ne gfragt ha, was i eigeltech heig u wie lang i müeh lige u was i ächt für Mittel söll näh, het er nume glachet u gseit — „e Grippe heit Dir. Mit Bübberli u Tropfe geiht's vierzäche Tag u ohnt Mittel zwo Wuche.“ U so isch es gsh. I ha Tee hnepumpet was nume düre Gurgel het abe möge, u d'Apiteggerruffig ha-n-i la Rufftig si. U jiz bin i, du gsehich es ja selber, wieder stuf zwäg. Nume weiß i selber nid, göb ächt die Bübberli u Tropfe u Tablette vom Dokter Kägel nid am Mend doch o ghulfe hei.“

Chäderei.